

## Die digitale Bibliothek – Auf der Suche nach einem Phantom

### Bericht über die Jahrestagung der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft

Inka Tappenbeck

Am 26. und 27. Oktober 2010 trafen sich die Mitglieder der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft (IBG)<sup>1</sup> und interessierte Gäste in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Unter der Leitung des Vorsitzenden der IBG und Direktors der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln, Prof. Dr. Wolfgang Schmitz, und des stellvertretenden Direktors der Herzog August Bibliothek, Dr. Thomas Stäcker, diskutierten Wissenschaftler und Bibliothekare zwei Tage lang in der Augusteerhalle über die Chancen und Risiken, die mit der zunehmenden Dominanz des Digitalen – digitaler Objekte und Prozesse – in Bibliotheken und Wissenschaft verbunden sind. Alle Interessierten, die an der Tagung nicht teilnehmen konnten, haben die Möglichkeit die Beiträge in einem Tagungsband nachzulesen, der im Nachgang zur Tagung erscheinen wird.<sup>2</sup>

Eröffnet wurde die Tagung durch den Hausherrn der Herzog August Bibliothek, Prof. Dr. Helwig Schmidt-Glintzer.<sup>3</sup> In seinem Grußwort thematisierte er die Situation der Wissenschaft im 21. Jahrhundert und betonte, dass zentrale Fragestellungen, wie beispielsweise die mit der digitalen Archivierung verbundenen, derzeit keineswegs als gelöst angesehen werden können. Auch Schmitz begrüßte als Vorsitzender der IBG die Teilnehmer; es folgte eine inhaltliche Einführung in die Thematik der Tagung durch Stäcker.

Die Reihe der Vorträge wurde mit dem Beitrag von *Uwe Jochum* (Konstanz) eröffnet. Unter dem Titel „Hand und Wort: eine anthropologische Reminiszenz zum digitalen Ende der Bibliotheken“ vertrat Jochum die These, dass mit der weitgehenden Umstellung der Bibliotheken auf digitale Medien der allgegenwärtige Bruch mit einer jahrtausendlangen Kontinuität des Umgangs mit autoptischen Medien beschleunigt und verstärkt werde. Autoptische Medien definiert er als solche, die ohne weitere technische Hilfsmittel rezipiert werden können und nennt als Beispiele hierfür sogenannte „Wandmedien“, wie etwa die Höhlenmalereien von Lascaux, sowie „Handmedien“, hier vor allem das klassische Buch. Ausgehend von seiner These, dass die Materialität der Medien einen Spielraum für die Förderung

---

1 Homepage der IBG: <http://www.buchwiss.de/>

2 Informationen zu den Publikationen der IBG:  
[http://www.buchwiss.de/index.php?article\\_id=9](http://www.buchwiss.de/index.php?article_id=9)

3 Im Weiteren wird aus Gründen der Lesbarkeit auf die Anführung von akademischen Titeln verzichtet.

bestimmter anthropologischer Potenziale vorgibt,<sup>4</sup> sieht Jochum in der umfassenden Umstellung auf digitale Medien eine Gefahr für die intellektuelle Entwicklung des Menschen. Zentrale intellektuelle Fähigkeiten, die durch die Nutzung autoptischer Medien, insbesondere durch das Lesen, hervorgebracht würden, gingen mit der überwiegenden Nutzung digitaler Medien verloren. Zudem erfordere die Nutzung digitaler Medien im Gegensatz zu der Nutzung autoptischer Medien eine Vielzahl technischer Hilfsmittel (Geräte und Infrastrukturen), wodurch sie unter konservatorischen Gesichtspunkten „vom ersten Tag an zum Pflegefall“ würden. Jochum plädierte daher an die Bibliotheken, die klassischen Medien wieder ernster zu nehmen und ihrem Bedeutungsverlust durch eine entsprechende Erwerbungspolitik aktiv entgegenzutreten. In der sich an den Vortrag anschließenden lebhaften Diskussion wurde insbesondere durch den besonnenen Beitrag des Hamburger Medienphilosophen Mike Sandbothe deutlich, dass Jochum seinen Beitrag als Kontrapunkt zu der von ihm diagnostizierten allgegenwärtigen Apologie der digitalen Medienwelt verstanden wissen will, nicht als deren Dämonisierung. Das Verhältnis klassischer und digitaler Medien sollte, so Jochum, nicht im Sinne eines „entweder, oder“, sondern im Sinne eines „sowohl, als auch“ diskutiert werden. Seine kämpferische Parteinahme für die Bedeutung der klassischen Medien ist überhaupt erst vor dem Hintergrund des Siegeszugs der digitalen Medien – nicht zuletzt in den Bibliotheken – verstehbar. Und wie auch immer jeder Einzelne sich in dieser Diskussion verorten mag: Die zunehmende Dominanz des Digitalen bringt, neben zahlreichen Vorzügen, de facto auch Risiken mit sich, mit denen wir uns als Bibliothekare und als Wissenschaftler auseinandersetzen müssen.

Die Perspektive des forschenden Wissenschaftlers brachte der Göttinger Germanist *Gerhard Lauer* mit seinem Vortrag „Die Bibliothek aus Daten“ in die Debatte ein. Am Beispiel verschiedener Projekte aus unterschiedlichen akademischen Disziplinen stellte er neue wissenschaftliche Erkenntnismöglichkeiten dar, die sich erst aus der multimedialen Aufbereitung von Daten und Dokumenten – beispielsweise in der Physik, Archäologie, Musikwissenschaft oder Linguistik – ergäben. Er betonte, wie wichtig es für die Wissenschaft sei, dass Bibliothekare sich mit ihrer professionellen Expertise an der Aufbereitung und Bereitstellung von Forschungsdaten und Dokumenten beteiligten. Als zentrale Problembereiche, in denen Bibliothekare hier gefordert seien, benannte Lauer die Vereinheitlichung von Datenformaten und Erschließungsweisen sowie die Themen Authentifizierung, Urheberrecht und Langzeitarchivierung. Für die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft seien vor allem der Aufbau qualitativ hochwertiger wissenschaftlicher Repositorien, das Streben nach Standardisierung im Bereich der Metadaten (Dub-

4 Vgl. auch Maryanne Wolf: Das lesende Gehirn. Wie der Mensch zum Lesen kam – und was es in unseren Köpfen bewirkt. Aus dem Amerikanischen von Martina Wiese. Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg 2009.

lin Core) sowie eine Sicherung der digitalen Langzeitarchivierung, aber auch Entwicklungen wie Grid Computing, essentiell. Angesichts der steigenden Relevanz virtueller Forschungsumgebungen sind Bibliothekare für Lauer daher unverzichtbare Experten im Wissenschaftsprozess.

Neue Kooperationsmöglichkeiten zwischen Bibliotheken und der Wikipedia präsentierte *Matthias Schindler* (Wikimedia) in seinem Vortrag „Der Datengarten. Zur kollaborativen Pflege von Inhalten und Metadaten“. Ausgehend von einer Überschlagsberechnung zu den sehr niedrigen Speicherkosten für die Bereitstellung großer Mengen digitalisierter Bücher zog er den Schluss, dass das Sammeln und Bereitstellen von Werken zukünftig nicht mehr das Zentrum der bibliothekarischen Arbeit sein könne. Er skizzierte eine Verschiebung der bibliothekarischen Aufgaben zugunsten der Pflege von Metadaten, während die Medien selbst von anderen Anbietern bereitgestellt würden. Das Zentrum der digitalen Bibliothek der Zukunft ist für Schindler in diesem Szenario die Wikipedia als Plattform der kollaborativen Arbeit von Nutzern und Bibliothekaren an Dokumenten und deren Metadaten. Bedingung für das Funktionieren einer solchen zentralen Rechercheplattform sei dabei die kostenlose Bereitstellung der Titeldatensätze durch die Bibliotheken. Wären diese Daten in die Wikipedia integrierbar, könnte der Nutzer bei seiner Recherche direkt zu den relevanten Bibliotheken bzw. Bibliothekskatalogen verwiesen werden. Die zukünftige Rolle der Wikipedia sei damit die einer zentralen Vernetzungsstruktur, eines Sprungbretts zu den Bibliothekskatalogen. Denn die Wikipedia sei, so Schindler, zwar ein guter Ort um eine Recherche zu beginnen, aber mit Sicherheit ein schlechter, um sie abzuschließen.

Der Verleger *Georg Olms* (Hildesheim) ging in seinem Vortrag „Schöne neue Welt – Der Digitalismus und die Verlage. Konsequenzen im 21. Jahrhundert“ auf aktuelle Probleme im Kontext des digitalen Publizierens ein, insbesondere auf die digitale Langzeitarchivierung, Open Access und die Veränderungen des Urheberrechts. Er prognostizierte, dass Open Access in den Geisteswissenschaften auch zukünftig keine nennenswerte Rolle spielen werde und betonte die Qualitätssicherungsfunktion der klassischen Verlage. Der überwiegende Teil der von Bibliotheken erworbenen digitalen Publikationen, insbesondere E-Books, würde Studien zufolge ohnehin kaum genutzt werden. Dass Bibliotheken dennoch einen Großteil ihres Etats für digitale Produkte aufwenden, erklärte Olms zum einen dadurch, dass die DFG die Digitalisierung stark forcieren, zum anderen sieht er hierin einen Ausdruck des Bestrebens nach Modernisierung des bibliothekarischen Berufsbildes. Wie auch immer man zu dieser sichtlich durch verlegerische Interessen geprägten Sichtweise stehen mag: Der Appell, die Nutzung der digitalen wie auch der konventionellen Bestände von Bibliotheken wissenschaftlich zu untersuchen und die Ergebnisse sowie deren Relevanz für die bibliothekarische Erwerbungspolitik

offen zu diskutieren, verweist auf ein trotz einiger einschlägiger Projekte<sup>5</sup> weitgehend Desiderat gebliebenes Aufgabenfeld.

*Eric Steinhauer* (Hagen) befasste sich in seinem Vortrag über „Das Urheberrecht als Benutzungsrecht der digitalisierten Bibliothek“ mit den juristischen Besonderheiten des bibliothekarischen Umgangs mit digitalen Medien. Während für von Bibliotheken erworbene konventionelle Medien, als erworbenen Sachen, das Eigentumsrecht gelte, sei die gesetzliche Situation in Bezug auf den Umgang mit Digitalia offen und daher jeweils im Einzelfall zwischen Bibliothek und Verlag per Lizenzvertrag zu regeln. Dieses Erfordernis führe gegenwärtig zu einer die bibliothekarische Welt verunsichernden Unübersichtlichkeit, da es Hunderte von verschiedenen Lizenzvertragsmodellen gäbe. Ferner betonte Steinhauer die schwindende Rolle des Benutzungsrechts in Bibliotheken, da dieses Recht nur für gedruckte und physisch in der Bibliothek vorhandene Werke gelte.

Eine ebenso scharfe wie humorvoll vorgetragene Kritik des digitalen Wissenschaftsbetriebs präsentierte *Vincent Kaufmann* (St. Gallen) unter dem Titel „Sind die Geisteswissenschaften digitalisierbar?“. Er begann seinen Vortrag mit einigen Empfehlungen für aufstrebende Nachwuchswissenschaftler: Zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen, solle der Bewerber in der rechten Hand ein Telefonbuch mitbringen und sagen, dies sei sein Netzwerk. In die Linke solle er einen Koffer mit Geld nehmen und behaupten, dies seien die Drittmittel, die er in diesem Jahr eingeworben habe. Und nur, wenn er dann noch eine dritte Hand frei habe, solle er die Bücher mitbringen, die er verfasst habe. Empfehlenswert sei es zudem, vornehmlich mit anderen zusammen zu publizieren. Der einsame Monografienschreiber wirke heutzutage fast asozial; das Networking trete an die Stelle der wissenschaftlichen Arbeit. Ferner seien auch der technische und der finanzielle Aspekt ausgesprochen wichtig: Projekte ohne Drittmittel seien heute ebenso bedeutungslos wie Forschung ohne Technik. Dabei – und hier endet die Persiflage und beginnt die analytische Durchdringung des Phänomens – gehe mit dieser „Wikiisierung der Geisteswissenschaften“ eine radikale und essenzielle Veränderung einher: der Bedeutungsverlust des interpretierenden Subjekts und der Hermeneutik als Grundtechnik des Geisteswissenschaftlers. Kollektivierung und Automatisierung führten, so Kaufmann, zu einem Autoritäts-, Prestige- und Relevanzverlust des Autors. Den Ursprung dieser Entwicklung sieht Kaufmann im Neopositivismus der ausgehenden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, denn mit diesem hätten quantitative Maßstäbe und Verfahren Einzug in die Geisteswissenschaften gehalten. Die Folge sei die Ablösung der subjektiv-hermeneutisch arbeitenden Geisteswissenschaften durch die mit digitalen Verfahren arbeitenden positivistischen Kulturwissenschaften. Kaufmann wies darauf hin, dass neben der Digitalisierung auch die Dominanz der audio-visuellen Medien als Ursache und Kata-

---

5 Genannt sei hier vor allem das Projekt COUNTER: <http://www.projectcounter.org>

lyikator dieser Entwicklung gewirkt habe. Die sich an den Vortrag anschließende Diskussion befasste sich vor allem mit der Frage, ob die von Kaufmann skizzierte Entwicklung tatsächlich nur als Verlust zu begreifen sei oder ob mit der Digitalisierung nicht auch wertvolle, die Geisteswissenschaften erweiternde und bereichernde analytische Möglichkeiten entstanden seien.

Dieser Frage widmete sich der Germanist *Fotis Jannidis* (Würzburg) in seinem Vortrag „Neues Glück oder natürliche Feinde – Digitalisierung und die Textwissenschaften“. Jannidis vertrat im Gegensatz zu Kaufmann die These, dass die wissenschaftlichen Fragestellungen heute nach wie vor aus der Spezialkenntnis der Experten erwachsen; lediglich die Methoden ihrer Bearbeitung hätten sich gegenüber früheren Zeiten geändert. So sei Google Books beispielsweise zu einem zentralen Instrument der Geisteswissenschaften geworden. Gegenüber wissenschaftlichen Instrumenten wie vor allem dem Zentralen Verzeichnis Digitalisierter Drucke, ZVDD<sup>6</sup>, zeichne sich Google Books durch seine Simplizität und Formatneutralität aus. Problematisch sei es dagegen, dass die Wissenschaftler diese Nutzung nicht offen legten und es daher keine methodische Diskussion über die Handhabung dieser neuen Instrumente gäbe. Zu den Vorteilen des wissenschaftlichen Arbeitens mit digitalen Plattformen zählte Jannidis die Möglichkeiten der Multimedialität und Kollaboration. Seiner Auffassung nach stellt die digital gestützte Arbeit eine Erweiterung des klassischen methodischen Spektrums der Geisteswissenschaften dar, jedoch keinen Ersatz.

Die Vortragsreihe wurde durch zwei philosophische Beiträge abgeschlossen: *Stefan Münker* (Basel), Gründungsmitglied der Online-Zeitschrift *Telepolis*<sup>7</sup> und Vertreter der deutschen Medienphilosophie sprach über die „Philosophie der Digitalisierung/Digitalisierung der Philosophie“. Die Funktion der Philosophie definiert er in diesem Kontext als das Verstehen dessen, was Digitalisierung bedeutet sowie in der Folgenabschätzung dieses medialen Phänomens. Auch in diesem Kontext war die Wikipedia wieder Thema: Mit Rekurs auf die enzyklopädische Tradition Europas sprach Münker der Wikipedia den Status einer Enzyklopädie ab, da sich in ihr nicht das abgesicherte Wissen ausgewiesener Experten manifestiere. Sie sei vielmehr das Resultat der vernetzten Kollaboration von ambitionierten Amateuren, die über ihre Qualifikation keine Rechenschaft geben. Diese Amateure könnten zwar de facto über Expertenwissen in ihrem Interessengebiet verfügen, aber sie gehörten nicht zu einer gesellschaftlich designierten Fachelite. Auch das Theorem der „wisdom of the crowd“ stehe dem klassischen philosophischen Wahrheitsbegriff in der Tradition seit Platon entgegen, dem gemäß Wissen grundsätzlich als exklusives Gut von anerkannten Experten betrachtet werde. Die Gruppe der Wikipedia-Autoren sei hingegen hinsichtlich ihrer fachlichen Qualifikation

6 Homepage des ZVDD: <http://www.zvdd.de/>

7 Homepage von Telepolis: <http://www.heise.de/tp/>

heterogen. Tradierte Differenzen würden hier, wie auch in anderen Bereichen (privat/öffentlich, Autor/Leser) aufgehoben. Für die Philosophie sieht Münker mit der Digitalisierung jedoch kaum neue Anwendungskontexte gegeben, da in dieser Disziplin nur wenige Felder existierten, in denen sich berechenbare Phänomene fänden. Daher sei eine Digitalisierung oder Automatisierung der Philosophie grundsätzlich nicht denkbar.

Den Schlussvortrag hielt der Hamburger Medienphilosoph *Mike Sandbothe* unter dem Titel „Von der Internetkultur zu einem neuen Körperbewusstsein“. Sich in der Tradition des amerikanischen Pragmatismus verortend ging er der Frage nach dem gesellschaftlichen Nutzen der Digitalisierung nach. Dabei kam er zu der Feststellung, dass die Digitalisierung neben vielen Vorteilen auch entscheidende Gefahren für die Nutzer mit sich bringe, vor allem durch die drastische Überforderung bei der Verarbeitung immer schneller wachsender Informationsmengen im Netz. Angesichts der zunehmend stärker spürbaren gesundheitlichen Folgen der digitalen Medienrevolution<sup>8</sup> sieht Sandbothe in der Reintegration des Körpers als „Metamedium“ das zentrale Thema der kommenden Medienrevolution.

Das breite Spektrum und die Perspektivenvielfalt der Vorträge wie auch die Lebhaftigkeit der Diskussionen im Rahmen dieser Tagung zeigten, dass die Buchwissenschaft auch im digitalen Zeitalter höchst lebendig ist. Sie verfolgt die aktuellen Diskurse zur globalen Entwicklung der Medienlandschaft nicht nur mit großer Aufmerksamkeit, sondern gestaltet diese Entwicklung selbst aktiv mit. Im Wissen um die Tradition begegnet sie dem Neuen offen und zugleich mit kritisch-analytischem Blick. Die moderne Buchwissenschaft ist aufgeschlossen für die neuen mit der Digitalisierung gegebenen Methoden und Möglichkeiten und bewahrt gleichzeitig professionelle Distanz zu landläufigen Medienhypes und Moden. Diese komplexe und vielschichtige Sicht auf die vielfältigen Aspekte der Digitalisierung konsequent durchzuhalten und sie nicht vereinfachend entweder in die eine oder in die andere Richtung aufzulösen, zeichnete die diesjährige Tagung der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft insbesondere aus.

---

8 Vgl. z.B. Miriam Meckel: *Brief an mein Leben: Erfahrungen mit einem Burnout*. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2010.